

**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

**Herausgeber:** [s.n.]

**Band:** 29 (1987)

**Nachruf:** Totentafel

**Autor:** Sieber, Christian / Bundi, Martin / Bezzola, Rudolf

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

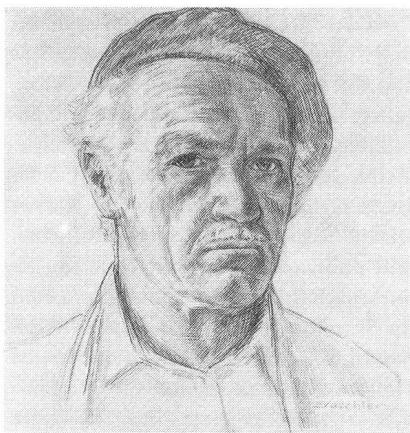
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Totentafel

## Otto Braschler



Am 8. Dezember 1985 ist der Zeichner und Maler Otto Braschler gestorben. Mit ihm verlor Chur seinen getreuen, unermüdlichen Chronisten der letzten vierzig Jahre.

Geboren 1909 im Anker-Dorf Ins, verlebte er seine Jugend- und Schulzeit in Chur und schloss die Kantonsschulausbildung 1928 mit der Matura ab. Er studierte von 1929–1934 an der Ecole des Beaux-Arts in Genf und darauf 1937 an der Académie de la Grande-Chaumière in Paris. Es folgten immer wieder Auslandreisen, so nach Holland, Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, auf denen er sich, wie das Hans Hartmann anmerkte, vom Druck der engeren Umgebung geradezu befreite. Den Hauptteil des Lebens verbrachte er in Chur. Hier hatte er seine Familie, sein Haus, seine Freunde.

Aufgrund seiner Ausbildung konnte er sich als Zeichenlehrer betätigen. Er versuchte es einmal kurz, aber, wie er glaubwürdig versicherte, war das für ihn gar keine schöne Zeit. Er hat sich jahrelang lehrend an der Klubschule betätigt. Hier war aber die Situation eine andere, hier hatte er es mit lernwilligen Erwachsenen zu tun.

Otto Braschler verkörperte den Typus des Kunstschaffenden, der seine Arbeit als Berufung und Auftrag, aber auch in ganz betontem Masse als Beruf auffasste. Es stand für ihn ausser Diskussion, dass es das Handwerkliche – oder mit ihm zu sprechen – das technische Rüstzeug zu beherrschen galt, um ein optisches Erlebnis glaubhaft ins Bild umsetzen zu können. Es gibt eine wunderschöne Fotografie, die ihn auf seinem mit Malutensilien gepackten Velo zeigt. Bei passendem Malerwetter fuhr er zu seinen Motiven. Er nahm direkte Aufträge an und fuhr so bis ins Bernbiet, um dort konkrete Aufgaben zu bearbeiten. Er hat sich wohl tagtäglich mit zeichnerischen oder malerischen Problemen auseinandergesetzt. Sein Künstlerleben war ein geordnetes.

Vor allem die grafische Auseinandersetzung mit der Stadt – und hier besonders mit der Altstadt – hat ihn bekannt gemacht. Er hat sie von den verschiedensten Standpunkten aus ins Auge gefasst: als grossräumige Panoramaansicht wie als Detailstudie im tiefsten Kern der Gassen. So entstand mit den Jahren ein umfangreiches zeichnerisches Werk zu dieser Thematik, das längst dokumentarischen Wert hat. Daneben malte er auch grossformatige klaregliederte Churer Stadtansichten. Otto Braschler hat zudem verschiedene Gebäudewände schmücken können.

Otto Braschler war eine beeindruckende Erscheinung. Immer mit dem schräg aufgesetzten Beret auftretend, gehörte er recht eigentlich ins Stadtbild. Jede Anbiederung aber war ihm fremd. Wer ihn nicht etwas genauer kannte, empfand ihn als wortkarg, zurückhaltend. Seine Ausdrucksmöglichkeit war nicht das Wort, sondern das Zeichnen und die Farbe. Kleinere Einzelausstellungen und Veranstaltungen im Kunstmuseum informierten den Künstler-

freund über die neuesten Werke. Wie reichhaltig dieses Oeuvre aber war, erkannte man staunend anlässlich der längst fälligen Retrospektive im Bündner Kunstmuseum 1979. Vom damaligen Direktor Hans Hartmann ausgewählt, sorgfältig präsentiert und in einem lebendigen Katalog zusammengefasst, zeigte diese kein grundlegend neues Braschler-Bild. Vom Frühwerk abgesehen, hatte er nach dem Krieg seinen Stil im wesentlichen gefunden; die Bildthemen: Porträt, Stilleben, Landschaft und figurliche Kompositionen, waren gegeben. Beeindruckend neben der zahlmässigen Präsenz war dort die innere Geschlossenheit, die diese Ausstellung aufzuzeigen vermochte. Etliche Besucher mussten sich dort eingestehen, dieses Werk doch etwas einseitig zu kennen. Diese Korrektur war notwendig und sie erfolgte – zum Glück – noch zu Lebzeiten des Künstlers.

Dieses ganze Werk ist von der unbeirrbaren Konsequenz geprägt, den einmal als richtig erkannten Weg einzuhalten. Dazu hat seine Ausbildung an der Ecole des Beaux-Arts in Genf Wesentliches beigetragen. Seine Lehrer waren noch Schüler Barthélémy Menns gewesen, und Braschler wusste, dass ihn diese Genfer Jahre bleibend beeindruckt und nachhaltig geprägt hatten. Nach Kriegsende, 36jährig, solide ausgebildet, sah auch er sich, wie viele seiner Künstlerkolleginnen und Kollegen, mit ständig anderen Kunstströmungen konfrontiert, denen er «das mühsam Erarbeitete nicht leichtfertig opfern» wollte. Natürlich brachte das Probleme und nicht nur ihm. Er, im Gegensatz zu andern, stellte sich der Herausforderung der aktuellen Kunst immer wieder. Ihn traf man im Kunstmuseum, wenn eine Ausstellung lief. Da kritisierte er gelegentlich vehement, aber nicht einsichtslos. Er war tolerant genug, um auch an-

dere Meinungen gelten zu lassen. Was ihn mehr beunruhigte war wohl die Rasanze, mit der junge Künstler in die Museen kamen. Da vermisste er die solide Beherrschung der bildnerischen Fertigkeiten und mochte dann auch an die Aussagen nicht richtig glauben. Seine Basis schien ihm sicherer. So blieb er denn bei seinen gründlich erarbeiteten Techniken und bei den «natürlichen» Quellen seiner Bilderwelt.

Es gibt aber auch in diesem Werk eine kleinere Arbeitsgruppe, die, in den letzten Jahren zum Teil an Weihnachtsausstellungen gezeigt, vom Hauptwerk abzuweichen scheint. Diese Blätter – technisch durchaus seiner typischen Schaffensweise entsprechend – zeigen inhaltlich unübersehbar einen surrealisch-traumhaften Ansatz. Der Künstler hat sich nie so richtig zu ihnen bekennen

wollen, hat sie mehr oder weniger als Spielereien qualifiziert. Sie waren ihm, der das Fassbare so liebte, zu komplex, zu sehr wohl an Bereiche grenzend, die zu Analysen Anlass geben konnten, auf die er verzichten wollte.

So blieb er denn, und das hat ja letztlich seine ureigenste Persönlichkeit ausgemacht, dort, wo er sich seiner geistigen Grundhaltung und seiner Ausbildung entsprechend sicher fühlte. Bestärkt und unterstützt durch seine Frau hat er sich, allen Widrigkeiten zum Trotz, zu seiner Bildwelt immer wieder bekannt. Dadurch entstand ein Werk, das zwar nie Schlagzeilen machte, aber durch eine bewundernswerte Integrität überzeugt und so über seinen Tod hinaus Bestand haben wird.

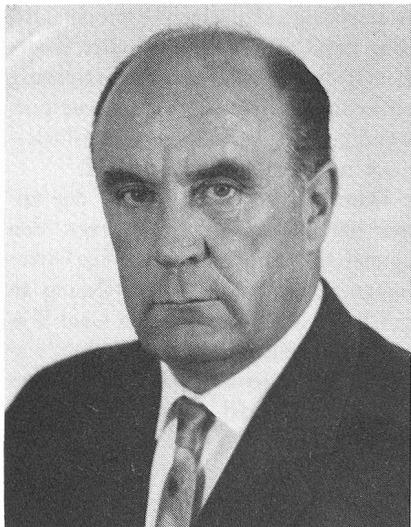
Christian Sieber

der politischen Zusammenhänge blieben einer breiteren Öffentlichkeit nicht verborgen. So wurde er 1937 als Gewerkschafter von den Davoser Stimmbürgern ins Kreisgericht gewählt; zwei Jahre später amtete er bereits als Statthalter. Nunmehr trat Stiffler der Sozialdemokratischen Partei bei und übernahm 1942 das Präsidium der Ortssektion Davos. Es war keine Selbstverständlichkeit, dass ihn die Davoser 1945 zu ihrem Landammann wählten und ihn gleichzeitig in den Grossen Rat abordneten. Sein politischer Erfolg rührte von der unbestechlichen und geradlinigen Haltung her, die ihm allgemeine Anerkennung über die Parteiengrenzen hinweg verlieh. In Davos wirkte Stiffler nebst seiner beruflichen und politischen Tätigkeit auch im genossenschaftlichen Wohnungsbau und im Schulrat der Schweizerischen Alpinen Mittelschule mit. Er gehörte zu den Hauptinitianten, welche diese «deutsche Schule» 1946 in eine Schweizer Stiftung überführte. Bei der Lösung solcher Aufgaben im lokalen und regionalen Bereich kamen besonders Stifflers menschliche Wärme und sein Bemühen um Gerechtigkeit zum Ausdruck.

Nachdem der Kanton Graubünden langsam in eine Phase allmählicher Industrialisierung eingetreten war – die Holzverzuckerungs AG in Domat/Ems zählte 1947 ca. 650 Arbeiter –, stellte sich von Seiten der Sozialdemokraten verstärkt der Anspruch auf eine Mitbeteiligung in der Regierung. Da die damalige Demokratische Partei noch einen engagierten sozialen Einsatz zeigte, schlossen sich die Sozialdemokraten mit ihr zu einer Linkskoalition zusammen; neben zwei demokratischen Anwärtern kandidierte Stiffler auf einer gemeinsamen Liste gegen den Rechtsblock von Freisinnigen und Konservativen. Stiffler erreichte das Ziel zwar nicht, erzielte aber einen Achtungserfolg bei den Regierungsratswahlen von 1947.

Im Jahre 1948 übernahm Stiffler das Präsidium der Sozialdemokratischen Partei Graubünden. Mit Beharrlichkeit und Konsequenz ging er an den Aufbau der Partei. In knappen Worten umriss er die voneinander abzugrenzenden Aufgaben von Partei und Gewerkschaft:

## Hans Stiffler



Hans Stiffler wurde 1904 in Davos geboren, wuchs aber größtenteils in Serneus auf, wo sein Vater Stationsbeamter bei der Rhätischen Bahn war. Er folgte seinem Vater in diesem Beruf nach. Nach Sprachaufenthalten in Brusio und Neuenburg begann er 1922 als Stationslehrling bei der Rhätischen Bahn. Hier leistete er in der Folge an verschiedenen Orten Dienst. Bei einer Stellvertretung in Laret lernte er seine spätere Ehefrau Berti Trachsler kennen. Der 1931 geschlossenen Ehe entsprossen drei Kinder, ein Knabe und zwei Mädchen. Diese genossen in Davos eine unbeschwerzte Jugend, obwohl die Kriegsjahre der Familie verschiedene Einschränkungen auferlegten; allen drei Kindern liessen die Eltern eine sorgfältige Erziehung angedeihen.

Die Arbeiterschaft, auch Beamte und Angestellte, waren zu jenen Zeiten nicht auf Rosen gebettet. Eine Reihe von sozialen Einrichtungen musste erst erkämpft werden. Früh verspürte Stiffler das Bedürfnis nach solidarischer Mitarbeit im Kreise der Arbeitskollegen. So wurde er Mitglied des Schweizerischen Eisenbahnerverbandes (SEV) und aktiver Gewerkschafter. Seine Kenntnisse

Unter den zahlreichen Trauernden, welche am 18. Dezember 1985 in Davos Hans Stiffler die letzte Ehre erwiesen, fanden sich vorwiegend Leute der älteren und mittleren Generation. Es gehört wohl zum Schicksal des alt gewordenen Politikers, dass die Jungen – selbst die seiner eigenen Partei – rasch den Kontakt zu ihm verlieren, wenn er nicht mehr im aktiven Leben steht.

«Während Lohnforderungen durch die Gewerkschaften vertreten werden, ist es Aufgabe der politischen Parteien, gegen das sprunghafte Ansteigen der Preise und die ungerechtfertigten Profite in der Wirtschaft zu kämpfen». Eine heikle Aufgabe stand ihm bevor, als er 1952 zur Vermittlung bei den Streiks in zwei Textilfabriken im Domleschg herbeigerufen wurde; es gelang ihm, entlassene Arbeiter wieder zurückzuführen und ein besseres Arbeitsklima herzustellen.

Einen Höhepunkt in der politischen Karriere Hans Stifflers bildete das Jahr 1959: im Frühjahr wählte ihn der Grosse Rat zum Standespräsidenten, und im Herbst des gleichen Jahres wurde er in den Nationalrat gewählt; ferner nahm er gleichzeitig Einsitz in den Bankrat der Graubündner Kantonalbank und als Stellvertreter ins Kantonsgesetz. Dem Nationalrat gehörte Stiffler drei Jahre an, da er nach seinem Erfolg im Frühjahr 1962 bei den Regierungsratswahlen – zu denen er insgesamt viermal angetreten war – von seinem Mandat in Bern zurücktreten musste. In den neun Jahren seiner Regierungszugehörigkeit wurde Stiffler zweimal mit guten Stimmenzahlen wiedergewählt. Er war und blieb bis heute der einzige Sozialdemokrat in der Bündner Regierung. Hans Müller würdigte 1974 Stifflers politische Tätigkeit wie folgt:

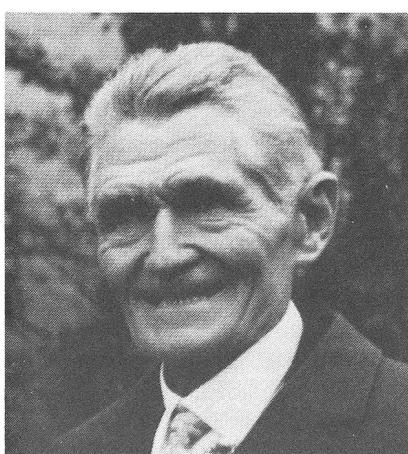
«Hans Stiffler hat sich auf allen Stufen seiner ungewöhnlichen Karriere

durch ausserordentliche Leistungen ausgezeichnet. Als Vorsteher des wenig attraktiven Erziehungs- und Sanitätsdepartements hatte er eine Bürde übernommen, die er mit Energie und Gewissenhaftigkeit trug. Auf Grund seiner Herkunft schien er für diese Aufgabe nicht unbedingt prädestiniert. In der Folge verblüffte er aber durch eine unerschöpflich scheinende Arbeitskraft und grossen Ideenreichtum» (NBZ 10. 8. 74).

Nach dem Ausscheiden aus der Regierung widmete sich Stiffler noch in Kommissionen und Stiftungen öffentlichen Aufgaben. Dann trat er aber ins Privatleben zurück, um seine erkrankte Lebensgefährtin zu pflegen, die 1980 starb. Jetzt siedelte er nach Serneus über, auf die elterlichen Güter, wo er seine Jugend verbracht hatte. So schloss sich der Kreis. Er hatte eine reiche Ernte eingebbracht. Im Umfeld seiner Jugend, besucht von seinen Kindern und deren Familien, verbrachte er einige unbeschwerliche Jahre. Seinen 80. Geburtstag durfte er noch in voller Frische erleben. Dann stellte sich eine böse Krankheit ein, die im Herbst 1985 einen Spitalaufenthalt in Davos erforderlich machte. In seinem Heim in Serneus wurde er am 14. Dezember 1985 unter der treuen Pflege seiner beiden Töchter abberufen. Seine Freunde und Bekannten werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Martin Bundi

## Jon Mengiardi, 1893–1985



Auf dem Dorfplatz Bröl in Ardez hatte sich eine zahlreiche Trauergemeinde versammelt, um von alt Bezirksgerichtspräsident Jon Mengiardi Abschied zu nehmen, der nach einem reicherfüllten Leben am 20. Dezember 1985 verschieden war. Vielen Engadinern war er wohl vor allem als Kaufmann und als Bezirksgerichtspräsident bekannt. Für das Gefühl des Schreibenden war er in erster Linie der Gatte seiner fürsorglichen Frau Letizia geb. Vonzun, der markante Vater seiner sechs Kinder, Grossvater, Urgrossvater, leidenschaftlicher Bauer und profunder Bassist und

Organist von ausserordentlicher Musikalität.

Jon Mengiardi wurde am 8. November 1893 als Sohn des Lehrers Peider Mengiardi und der Cristina geb. Thom in Ardez geboren. Nach dem Besuch der Gemeindeschulen und der Kantonschule in Chur erwarb er sich dort das Handelsdiplom und musste bald das Lebensmittelgeschäft seines Vaters betreiben. Gerne wäre er Lehrer geworden, um sich mehr der Musik widmen zu können. Das Harmonium war sein erstes Musikinstrument. Dass sein Vater ihm ein Klavier kaufte und ihm Orgelunterricht beim bekannten Komponisten und Organisten von Saint Pierre in Genf, Otto Barblan, ermöglichte, war für ihn eine grosse Genugtuung und Entgelt für das Berufsopfer. – Wie hätte sich wohl die Melodie der «Chara lingua da la mamma» entwickelt, wenn der Komponist Robert Cantieni, unterwegs in der Eisenbahn von Samedan nach Scuol, nicht in Ardez ausgestiegen wäre, um auf dem Klavier seines Freundes die auf der Fahrt durch das Engadin empfangenen Intuitionen in Töne umzusetzen und dann schriftlich zu fixieren? Von 1914 bis 1939 hat der Verstorbene jeden Sonntag die Orgel im Gottesdienst gespielt (und noch viele Jahre als Stellvertreter). Es war eindrucksvoll, wie er die Orgel in der Kirche mit Chorälen von Bach und Barblan und das Klavier in der Wohnstube meisterte und dabei mit seinem tiefen Bass die Texte der Choräle und der Lieder auswendig sang. Als Organist war er ein aufmerksamer Hörer der Predigten. Wie oft musste man staunen, wenn er erzählte, welchen Text Pfr. Th. Bonorand beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges ausgelegt, was Pfr. P. P. Cadonau nach dem Dorfbrand von Susch ge predigt und welche Gedanken Pfr. A. Filli entwickelt hatte, nachdem Hitler den Zweiten Weltkrieg entfesselt hatte.

Als Bauer sehe ich den Verstorbenen beim Mähen und Heuen zusammen mit der Familie und dem Knecht auf Fett- und Bergwiesen. Manche kleine Wiesen hatte er in freiem Abtausch zusammengelegt, längst vor der öffentlichen Güterzusammenlegung, die er vorgeschlagen hatte und die schon 1929 beschlos-

sen worden war. Dem Kanton fehlten aber damals die Mittel für die gesetzlichen Subventionen. Erst 1942–47 wurde sie durchgeführt. Als Initiant und Präsident der Kommission zur Durchführung der Güterzusammenlegung wollte er die Voraussetzungen für eine zeitgemässere Landwirtschaft schaffen: Beseitigung der masslosen Zerstückelung des Bodens und Bau von Fahrwegen zu jeder Parzelle. Als nach dem Zweiten Weltkrieg die Mähdrescher und Heulader auch in der Berglandwirtschaft Einzug hielten, zeigte sich erst recht der Vorteil der Güterzusammenlegung.

Die Gemeinde Ardez hat ihn schon 1920–24 als Aktuar und 1930–32 als Gemeindepräsident gewählt. Wenn die Gemeinde ihn 42 Jahre lang als Gemeinderat und 30 Jahre als Schulrat wählte, ist dies ein Zeichen dafür, dass sein Einsatz für die Öffentlichkeit und seine massvollen Urteile geschätzt wurden. Trotz seiner wirtschaftlichen Wirklichkeitsnähe als Bauer, Kaufmann und Politiker war der Verstorbene ein Mann voll kultureller Ideale und sozialer Verantwortung. Kennzeichnend dafür ist die Tatsache, dass er Wert darauf legte, während Jahrzehnten als Schulrat und dessen Präsident zu wirken, mit der Absicht, gute Lehrer zu wählen, die die geistige Grundlage der kommenden Generationen fördern und die mitwirken am gesellschaftlichen, kulturellen und musikalischen Leben der Dorfgemeinschaft.

Der Kreis Sur-Tasna hat ihn 1933–35 als Landammann gewählt, wie damals üblich für eine Amtsperiode, dann als Grossratsstellvertreter und für drei Perioden von 1939–45 als Grossrat. Es waren die Jahre der grossen politischen Wellen zugunsten der Demokratischen Partei. Der Verstorbene ist seiner Überzeugung eines politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Liberalismus treu geblieben, auch bei entgegengesetzter Zeitströmung, die seine politische Karriere bremste. Um so mehr hat er sich der Tätigkeit als Richter gewidmet. 1935 wurde er als Mitglied des Bezirksgerichtes gewählt und wirkte als solcher bis 1971. Seine juristische Ader machte sich bald bemerkbar, so dass er als Vizepräsident und von 1950 bis 1968 als Bezirksgerichtspräsident ge-

wählt wurde. Es war ihm bewusst, dass die Gesetze zum voraus bestimmte Wegweiser sind, um das gegenseitige Verhalten der Menschen zu regeln und zu erleichtern. Mit Überlegenheit beherrschte er die zivilen und strafrechtlichen Gesetze, interpretierte sie mit juristischen Kenntnissen, berücksichtigte aber auch gebührend die menschlichen und psychologischen Umstände. Die Regierung des Kantons hat ihn im Alter während mehr als 15 Jahren mit der romanischen Übersetzung von Gesetzen, Abschieden und Botschaften betraut.

Der Verstorbene erlebte als Jüngling den Optimismus des wilhelminischen Zeitalters und die masslose Entwicklung der Hotellerie bis 1914. Er erfuhr die Rezession und den Mangel infolge zweier Weltkriege und der Wirtschaftskrise der dreissiger Jahre. Er hat die Erweiterung der wirtschaftlichen Basis unserer Bergdörfer durch Landwirtschaft, Handwerk, Hotellerie und Industrie diskutiert und geplant. Aus der Einsicht, dass manche hochgemute Pläne der vergangenen Jahrzehnte in unserer abgelegenen Berggegend nicht realisierbar seien und dass die seit dem Zweiten Weltkrieg mechanisierte Landwirtschaft sich zusehends auf weniger Betriebe konzentriere und damit die Bevölkerung unserer Dörfer reduziere, hat er sich für die Nutzbarmachung unserer Gewässer zur Produktion von elektrischem Strom entschlossen. In jenen Jahren, als die Einnahmen der Gemeindesteuern nicht einmal ausreichten, um die Gemeindeschulen zu finanzieren, geschweige denn ein nötiges Schulhaus zu bauen, wurde er zu einem eifigen Vorkämpfer zur Errichtung der Engadiner Kraftwerke, um einen Beitrag zu leisten zur Erweiterung der wirtschaftlichen Basis unserer Gemeinden und unserer Bevölkerung. Erst seitdem die Wasserzinsen und die Steuern der Kraftwerke flossen, wurde es mehreren Gemeinden möglich, Schulhäuser, Wasserversorgungen, Kanalisationen, Pflasterung der Dorfstrassen, Waldwege, Alphütten usw. zu bauen oder zu erneuern und auch die Gemeindeangestellten zeitgemäß zu besolden.

Die vielen Wirksamkeiten für die Öffentlichkeit waren nur möglich dank der Tatsache, dass duonna Letizia nicht nur eine unermüdliche und besorgte

Hausfrau und Mutter war, sondern dass sie jederzeit auch bereit und fähig war, zu entscheiden und die Arbeit in Landwirtschaft und Lebensmittelgeschäft anzupacken.

Zum Schluss wollen wir nicht vergessen, dass Jon Mengardi zusammen mit Pfr. Schimun Vonmoos den Talmännerchor «Cor viril Engiadina Bassa» gegründet hat und nach dessen Tod sein Nachfolger als Präsident wurde. Auch viele Artikel im Fögl Ladin bekunden seinen Einsatz für Kultur, Politik und Volkswirtschaft. Vor sieben Jahren, im Alter von 86 Jahren, hat er sein Büchlein «*Sgrafits paurils*» in einer kräftigen, persönlich geprägten Sprache publiziert. Er erinnert sich des Sonntagsidylls mit dem Glockengeläute zum Gottesdienst und dem Hornruf des Geiss- und Ochsenhirten, mit der Gemeindeversammlung nach dem Gottesdienst vor der Kirche, um den Alpaufzug oder den Anfang der Heuernte zu beschliessen, mit dem Bocciaspiel der Männer und dem «patahut» der Bergamasker Heuer und Holzer auf der Holzbank von maschel Dumeng. Auch die Bilder des Alpabzugs, des Novembermarktes und der Maiensässromantik erinnern uns an den Wandel der Zeit. Erwähnen wir in freier Übersetzung seinen «*Epilog*», der sein offenes Auge für die heutige Zeit und seine Verbundenheit mit der Gemütlichkeit vergangener Jahrzehnte bekundet:

«Dreissig Jahre sind vergangen. Die Heimwiesen sind arrondiert. Die Bauernarbeit ist leichter und ergiebiger geworden. Die Mühsal von Mann und Frau ist beseitigt. Die Revolution der Zeit mit ihrem Fortschritt hat viel Bauernschweiss getrocknet. Es ist nicht mehr eine Qual Bauer zu sein. Alles läuft mit Motorkraft. Motorenlärm ist nicht mehr nur Symbol von Frechheit, Anmassung und wenig Treu und Glauben; sogar auch bei jenem Klang kann eine gewisse wohltonende Geschäftigkeit aufkommen, aber sie wird niemals dem lebendigen Wort von Bruder und Schwester gleich sein! Über alles kann Gras wachsen, Aug und Ohr können sich auch an einen neuen Rhythmus gewöhnen, an ein neues Bild, das unter unserer alten Sonne leuchtet und eine neue Hoffnung taucht auf, dass endlich auch unsere Söhne auf eigenem Grund und

Boden ausharren können. Sie können trotzdem die Erde bebauen, aber hüten sie sich, nicht auf andere Weise nur Sklaven von Rendite und Hetze, von Fieber und Schande unserer neuen Zeit zu werden. Erhaltet weiter etwas vom alten Stil, morgens und abends, etwas von der Lieblichkeit unserer Maiensässe, denn der Eindruck, dass viel Schönes verloren gehen will, ist die Folge des Fortschrittes. – Zerstört ist die Feuerstelle auf den Maiensässen, für Heuschleifwagen und Heutücher – den Schmuck der Bergwiesen – und auch für eine gemütliche Plauderstunde gönnt man sich keine Zeit mehr. Auf Wegen,

Wiesen und in der Alphütte ist fröhliches Plaudern erloscht. Das Rad unserer verwegenen Zeit mit ihrem Lärm hat vieles erstickt. Auf unserem «Munt» siehst im Sommer kein Zugtier; Schelle und Kuhglocke ertönen nicht mehr. Die Karawanen der Heufuder mit fröhlichem Geplauder, mit ihrem idyllischen Bild und ihrer Gemütlichkeit sind verschwunden. – Nur Grund und Boden mit den glückseligen Maiensässen sind noch da: Ziel unserer ständigen Sehnsucht. Mit ihnen träumen wir von vergangenen Zeiten!»

Rudolf Bezzola

### Fernando Lardelli



Am 3. Januar 1986 starb in Lugano der aus dem Puschlav stammende Maler Fernando Lardelli im Alter von 74 Jahren. Um ihn, den an einer schweren Krankheit Leidenden, war es in den letzten Jahren stiller geworden. Man sah kaum mehr Arbeiten aus seiner Hand an den Weihnachtsausstellungen. Die Ausstellung im Frühling 1974 in der damaligen Galerie zur Kupfergasse dürfte überhaupt die grösste Werkübersicht gewesen sein, die man jemals von ihm in unserer Hauptstadt sah. So haben ihn denn wohl ausser seinen Freunden aus dem Heimattal und

einigen Künstlern in Graubünden wenige gekannt.

Fernando Lardelli wurde 1911 in Poschiavo geboren. Nach dem Besuch der Bündner Kantonsschule kam er 1929 nach Genf an die Ecole des Beaux-Arts und zog 1933 zu weiterem Studium nach Paris. Ulrich Christoffel über diese Zeit (NBZ 1961): «Der junge Maler liess sich vom Glanz grosser Namen und revolutionärer Neuerungen nicht blenden, sondern bemühte sich durch ein dringliches, fundamentales Studium das Talent zu bilden, das ihm angeboren war, und dem er treu blieb.» Er studierte an der Académie de la Grande Chaumière und im Atelier André Lhote. In den Jahren 1935–1937 arbeitete er an der Accademia di Belle Arti in Florenz, wo er sich besonders dem Studium der Frescomalerei widmete. Darauf zog er wieder nach Paris, wo er im Atelier Jean Lurçats spezielle Erfahrungen im Bereich des Dekorativen sammeln konnte. Dann begann die eigene Arbeit in seinem Studio in Paris. Ich zitiere nochmals Ulrich Christoffel: «Wenn der Künstler nun in den Wintermonaten in Paris zeichnete, Kinderbücher illustrierte, die zum Teil von seiner Frau Marcelle Mazelier geschrieben waren, graphische Arbeiten ausführte und auch malte, zog er im Sommer auf das Land, in die Provence oder in die Bretagne, aber auch in Departemente, die die Ma-

ler seltener aufsuchten, in die Yonne, die Corrèze oder in die Pyrenäen, um Landschaften zu zeichnen und zu malen. In den Pyrenäen wurde er 1939 vom Krieg überrascht. Nach einigen Monaten Grenzdienst in der Heimat konnte er zu seiner Tätigkeit nach Paris zurückkehren.» Nach 1945 folgten längere Aufenthalte in Poschiavo. Studienreisen führten ihn auch nach England, Holland, Norwegen. Seit 1952 lebte und arbeitete er in Montagnola im Tessin. Einen Grund, dass der Künstler diese Gegend zum Wohnsitz wählte, vermutete Christoffel darin, dass ihn die Hügellandschaft als Maler mehr ansprach als das Hochgebirge, «dessen zackige Gestaltungen sich seiner malerischen Form nicht fügen mochten». Diese feistere Bleibe förderte auch den Kontakt zu seiner engeren Heimat wieder, nicht zuletzt zu den Künstlerkollegen, und so wurde er Mitglied der GSMB A Sektion Graubünden, der er sich eine Zeitlang als Vorstandsmitglied zur Verfügung stellte. Der, wie ihn mir ein Malerkollege schilderte, sensible, bescheidene Künstler nahm an verschiedenen Gruppenausstellungen im In- und Ausland teil und wurde auch zu Einzelausstellungen in grösseren Städten der Schweiz eingeladen.

Soweit ich mich entsinnen kann, begegnete ich seinem Werk erstmals in der Zeitschrift: «Leben und Glauben». Es handelte sich dabei wohl vornehmlich um Reproduktionen nach Landschaftszeichnungen. Es waren dies weite Ebenen, sanft gewellt, wenige diagonal geführte Linien gaben die Tiefe an. In Umrisslinien wurden einzelne Gebäude markiert. Dies geschah unter sparsamer Verwendung einfacher Bildzeichen. Diese Arbeiten lebten geradezu aus der Spannung von bezeichneteter Fläche und Zwischenräumen. Gekonnt wurden die Dunkelheiten gesetzt, derart, dass mit minimalstem zeichnerischem Aufwand erstaunliche Tiefenwirkungen sichtbar wurden. Sein geschultes Auge erkannte bildnerische Motive auch dort, wo man sie nicht unbedingt vermutete. Diese dichten, lebendigen Blätter, die trotz ihrer oft skizzenhaften Anlage abgeschlossene Kunstwerke sind, haben das Bild des Zeichners Lardelli massgebend geprägt. Er liebte die «klassische Art der

Darstellung», ging also keinerlei formale Risiken ein.

In der Landschaftsmalerei war er direkter, mutiger. Die starken Rhythmen der Pinselschrift gaben diesen Werken zusammen mit der subtilen Farbigkeit die Spannung.

Zu Beginn der siebziger Jahre erfolgte eine Wendung, die – teilweise wohl durch seine Krankheit bedingt – erstaunte. Plötzlich erschienen gegenstandslose Pastelle aus seiner Hand. Es waren dies oft kleinformatige, sensible Farbkompositionen, bei denen er auf geometrische Urformen wie Quadrate, Rechtecke, Rauten zurückgriff oder Formen erfand, die an ausgeschnittene Werkstücke wie an Vegetatives, Mineralisches denken liessen. Was den Betrachter damals verblüffte, war die Tatsache, dass zwischen den naturnah formulierten Federzeichnungen und den gegenstandslosen Pastellen (des damals immerhin schon 60 Jahre alten Künstlers) ein starker Gegensatz wahrzunehmen war.

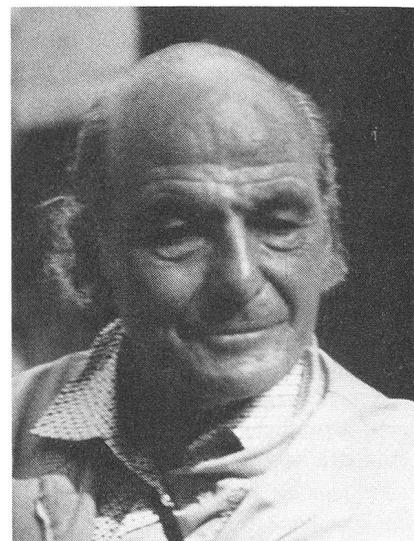
Gabriel Peterli hat in einem Zeitungsgespräch (NBZ 10. 4. 1974) zu Recht darauf aufmerksam gemacht, dass dieser Wille zur Abstraktion schon in viel früheren Werken, wenn man sie beispielsweise auf die Komposition hin untersuchen würde, beobachtet werden konnte.

Und, das darf nicht vergessen werden, da gab es noch einen künstlerischen Bereich, den er sehr liebte: das Mosaik. Mit dieser Technik hatte sich Lardelli intensiv beschäftigt. Hier musste auf grösste Flächenhaftigkeit hin gestaltet werden. Der Schwerpunkt hatte im farbigen Ablauf zu liegen. Nach dem Entwurf galt es, die passenden Farbtöne

zu finden, die Steine und Plättchen auf die richtige Grösse zu bringen, an der Wand einzusetzen. Alle Arbeitsgänge wurden vom Künstler selber besorgt. Dadurch erhielten die Mosaiken eine starke Autentizität. Eine der eindrücklichsten Arbeiten dieses Bereichs befindet sich an der Wand der Evangelischen Krankenpflegerschule in Chur. Lardelli bezog seine Bildidee aus der Geschichte des barmherzigen Samariters. Er reduzierte das ganze Geschehen auf vier Figuren und drei Bäume. Auf der linken Bildseite kniet die kräftige, in feinen Brauntönen abgestufte Figur des Samariters hinter der halb liegenden Gestalt des Pflegebedürftigen. Beschützt und beschattet wird die Szene von zwei Bäumen in schönstem Wuchs. Auf der rechten Bildseite verlassen Priester und Levit in weissen und schwarzen Gewändern geradezu fluchtartig den Ort des Geschehens. In der rechten unteren Ecke schliesst ein entlaubter Strauch mit gefährlich spitzen Ästchen, die Komposition ab. Das Mosaik mit den auf drei Seiten offenen Randzonen geht direkt in die Wand des Gebäudes über, breitet sich über diese aus.

Martin Schmid, der den Künstler an der Arbeit sah, schrieb darüber in einem kurzen Text im Bündner Jahrbuch 1966. Ich zitiere in Auszügen: «Er sitzt. Die Arbeit wächst. Der Meister wirft einen Blick auf die entrollte Skizze und fährt fort, wählt, was ihm dienen muss, fügt ein, Stunde um Stunde, Tag um Tag, Woche um Woche. () Und eines Tages ist das Mosaik vollendet. Der Meister betrachtet es prüfend, und es ist gut.»

Christian Sieber



Jahrzehnte verbunden gewesen zu sein. Am 5. Juni 1986 nahmen reich gesegnete Familienangehörige und ein dankbarer Freundeskreis in der Petruskirche von Bern Abschied vom Heimgegangenen, dankbar zurückblickend auf dieses überaus erfüllte Leben.

Als Bürger von Poschiavo wurde Rodolfo Olgati am 30. Juni 1905 in Lugano geboren. Seine Eltern, beide aus alten Poschiaviner Familien – Olgati-Pozzi – stammend, waren schon früh ausgewandert, zuerst nach Spanien, um sich später in Lugano niederzulassen. Noch nicht achtjährig verlor Rodolfo den Vater, und damit begann für Mutter und Sohn ein Wanderleben, das weitgehend Rodolfos Entwicklung prägte. Zunächst war Chur der Ort seiner ersten Schulzeit, und gerade die Churer-Zeit machte aus ihm «einen bewussten Bündner» wie er in seinen Memoiren schreibt. Hier wurde er Mitglied der «Wandervogel-Bewegung» und lernte auf ungezählten Wanderungen seine engere Heimat kennen und lieben. 1919 zog seine Mutter mit ihm nach Bern, wo er seine Mittelschuljahre verbrachte. Nach der Matura siedelten beide nach Zürich über, wo er an der Eidgenössischen Technischen Hochschule studierte und mit dem Diplom eines Fachlehrers in Mathematik und Physik abschloss. Während seiner Studienjahre kam Rodolfo mit mancherlei geistigen Strömungen in Berührung, vor allem mit Leonhard Ragaz, dem führen-

## Dr. h. c. Rodolfo Olgati

Jeder Mensch hinterlässt mehr oder weniger sichtbare Spuren für nachfolgende Generationen, sofern sie nicht vom Winde eines oberflächlichen Zeitgeistes verweht wurden. Rodolfo Olgatis Spuren werden nicht so schnell verweht werden – zu tief haben sie sich in seiner Umgebung eingegraben. Sie

stammen von einem Menschenleben, das Tiefgang hatte, und sie sind in den Herzen vieler Mitmenschen eingezzeichnet. Glücklich, wem es vergönnt gewesen ist, dem wertvollen Menschen Rodolfo Olgati begegnen zu dürfen. Der Schreibende empfindet es als unschätzbare Lebensbereicherung, mit ihm über

den Theologen des religiösen Sozialismus. Aber auch Emil Brunner und der Heilpädagoge Heinrich Hanselmann bedeuteten ihm sehr viel. Seine erste berufliche Tätigkeit übte er drei Jahre lang in Deutschland aus an der Odenwaldschule unter der Leitung ihres Gründers Paul Geheeb. Der aufkommende Nationalsozialismus verdüsterte das politische Klima, und Rodolfo Olgiati wurde hellhörig für die Gefahr totalitärer Bewegungen – und darin blieb er zeitlebens ein glaubwürdiger Warner, gleich ob diese Bewegungen von rechts oder von links her kamen. Es folgten nun eine Lehrtätigkeit in England in einem Internat für schwierige Kinder und als Schlusspunkt der Wanderjahre Studien in seiner bisherigen vernachlässigten italienischen Muttersprache und Kultur in Perugia.

1933 kehrte Rodolfo in die Schweiz zurück. Die hier herrschende Wirtschaftskrise erschwerte ihm den Anschluss an die Mittelschullehrerausbildung. So übernahm er die Leitung eines von Paul Vogt, dem späteren Flügelspfarrer, gegründeten Bildungs- und Arbeitslagers für junge Arbeitslose in Walzenhausen. Damit hatte seine eigentliche Lebensarbeit begonnen, und dazu trug die Begegnung mit der Volksbildungarbeit von Fritz Wartenweiler bei und vor allem 1934 die Leitung eines Lagers des internationalen Zivildienstes in Sta. Maria im Münstertal. Kurz darauf wurde ihm die Führung des Sekretariates des internationalen Zivildienstes übertragen.

Der Ausbruch des spanischen Bürgerkrieges 1936 führte zu einer weiteren Konkretisierung seiner Lebensarbeit: Rodolfo Olgiati wurde beauftragt, eine Kinderhilfsaktion in Spanien zu führen. An der Spitze einer vom internationalen Zivildienst vorbereiteten Camion-Kolonne der «Ayuda suiza» reiste Rodolfo nach Spanien. Tief erschüttert vom Kinderedelnd reifte in ihm der Entschluss, durch Patenschaften diesem Elend zu begegnen. In Eile wurde ein Patenschaftsplan ausgearbeitet, und bald konnten viele spanische Kinder in verschiedenen europäischen Ländern untergebracht und gerettet werden. So entstand die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kin-

der, ab 1942 dann «Schweizerisches Rotes Kreuz-Kinderhilfe». Eine der freiwilligen Mitarbeiterinnen in diesem Werk war in der Spanienzeit Irma Schneider, Lehrerin von Rorschach. Sie sollte Rodolfo geliebte Gattin und Lebensgefährtin werden, welcher er unendlich viel verdankte. In Lugano liess sich das Paar 1938 durch Pfr. Paul Vogt trauen mit dem Wort des auferstandenen Herrn Christus: «Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.» Und dieser Herr segnete das Ehepaar mit 5 Kindern, 3 Töchtern und 2 Söhnen. Bern wurde nun ihr Wohnsitz, denn Rodolfo war das Sekretariat der Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes anvertraut worden. Zwei Bücher von ihm geben über diese Zeit nähere Auskunft: «Nicht in Spanien hat's begonnen» (Erfahrungen internationaler Hilfsarbeit) und «Werkplätze einer Zukunft» (gleichsam Olgiatis politisches Testament mit einem Geleitwort von F. T. Wahlen, worin Rodolfo Olgiati als «ein realistisch denkender und handelnder Idealist» charakterisiert wurde).

Nach einer Reise in die USA 1944 auf Einladung der Quäker-Gemeinschaft übertrug ihm der Bundesrat Aufbau und Leitung der Schweizer Spende, der er vier Jahre lang alle seine Kräfte, oft bis zum Übermass, widmete, und die ihm das ganze Ausmass des Kriegsseelens in Europa vor Augen führte. Neben den ausgedehnten Reisen in alle kriegsgeschädigten Länder Europas fand er noch Zeit, in anderen Sozialwerken mitzuarbeiten: im Kinderdorf Pestalozzi, in der Schweizerischen Flüchtlingshilfe, in der Schweizerischen UNESCO-Kommission, bei der Moralischen Aufrüstung und weiterhin im internationalen Zivildienst.

1949 wurde Rodolfo Olgiati als vollamtliches Mitglied ins Internationale Komitee vom Roten Kreuz nach Genf berufen, was ihm fruchtbare Kontakte zur UNO, zum Ökumenischen Rat der Kirchen und zu Missionen nach Moskau, Washington und Mexiko führte. Doch auf die Dauer befriedigte ihn die vorwiegend aus Administrations- und Repräsentationspflichten bestehende Arbeit nicht ganz. Daher liess er sich 1958 zusammen mit seiner Frau an die Leitung der neueröffneten Ostschweiz.

*Evangelischen Heimstätte Wartensee* am Rorschacherberg berufen, welcher das Ehepaar Olgiati-Schneider in grossem Segen bis zur Pensionierung 1971 diente. Die Arbeit an diesem verlängerten Arm der Kirche verstand Rodolfo als Treffpunkt für Begegnungen mit Menschen, die gesellschaftlich, politisch oder ideologisch voneinander getrennt sind. Wartensee sollte nicht ein Ort des Leisetretns und des neutralen Beiseitestehens sein, sondern ein Ort, wo alle Fragen offen ausgesprochen werden, wo man aufeinander hört und einander ernst nimmt. Darum war sein Dienst in Wartensee geprägt vom Geist der ökumenischen Verständigung, der Versöhnung über alle Grenzen hinweg und der Solidarität mit Menschen in schwierigen Situationen. So erfüllte Rodolfo Olgiati diesen Dienst in letzter Hingabe, so dass viele Besucher von Wartensee hier lebendiges praxisbezogenes Christentum erfahren durften. Mehr als verdient war darum die 1959 erfolgte Verleihung des Ehrendoktors der medizinischen Fakultät der Universität Basel in Anerkennung seines unermüdlichen Einsatzes für durch Kriegsgeschehen gepeinigte Menschen.

Die letzten Lebensjahre verbrachte das Ehepaar Olgiati-Schneider wieder in Bern. Sie waren von Leiden und Behinderungen überschattet, und der Tod Rodolfos geliebter Gattin Irma 1981 knickte wohl noch die letzten Lebenskräfte Rodolfos. Sein Geist blieb aber bis zuletzt rege und liess ihn das Weltgeschehen mit grosser Anteilnahme verfolgen. Am 31. Mai 1986 schlossen sich seine Augen hier auf Erden, um dann mit Herzensaugen droben das zu schauen, was er ein Leben lang geglaubt hat: den Sieg des Reiches Gottes. Nicht umsonst war ihm ein Wort aus einem Gebet des dänischen Philosophen Søren Kierkegaard zeitlebens wichtig: «Unendliche Liebe, die nie aufhört, allzeit liebreich auszuhalten mit mir! Während ich schlafe, wachst Du, und wenn ich wachend mich irre, so machst Du selbst den Irrtum zu dem noch Besseren, als das Richtige gewesen wäre.»

In dieser Haltung mögen wir alle Rodolfo Olgiati ehren und seiner in Dankbarkeit gedenken.

Giulio Fasciati

## Dipl. Bauing. ETH Cuno Künzli-Enderlin



Am 10. Juni 1986 wurde dipl. Bauing. ETH Cuno Künzli-Enderlin in seinem Heim an der Palüda in Davos Dorf nach beispielhaft getragener, schwerer Krankheit aus der irdischen Zeit in die Ewigkeit abberufen. Ein reich erfülltes – nach menschlichem Ermessen allzu früh unterbrochenes – Leben hat ihn zu hoher unternehmerischer und gemeinschaftlicher Verantwortung geführt. Es hat ihn aber auch mit geistigen und charakterlichen Eigenschaften bedacht, die ihm seine beruflichen und öffentlichen Führungsaufgaben zur Freude werden liessen, und es hat ihm den Segen einer lieben Familie beschert, in der er grosse Liebe, viel Freude, erholsame Geborgenheit und während seiner Leidenszeit aufopfernde Pflege finden durfte. Auch für seine Mitarbeiter und Freunde war es schwer, den fortschreitenden Zerfall seiner körperlichen Kräfte mitzuverfolgen und sich dabei der Hilflosigkeit der Krankheit gegenüber bewusst zu sein. Mit seinem Heimgang ist der Kanton Graubünden und mit ihm die Landschaft Davos um eine der markantesten Unternehmerpersönlichkeiten, um einen hingebungsvollen und treuen Diener auch der Gemeinschaft ärmer geworden.

Cuno Künzli wurde am 5. Dezember 1924 als drittes Kind in eine glückliche

Davoser Unternehmer-Familie hineingeboren. Geborgenheit und Liebe prägten seine frühe Kindheit und insbesondere aus der engen Beziehung zu seiner hochverehrten Mutter entfalteten sich seine schönsten Wesensmerkmale der Offenheit und Frohmut, gepaart mit grosser Freundlichkeit und ebensolcher Zuverlässigkeit und Standfestigkeit. Bereits der Besuch der Davoser Primar- und Sekundarschule liess die Führungseigenschaften des aufgeweckten Knaben als stetes Zugpferd seiner Klasse deutlich erkennen. Nach seinem Übertritt in die Bündner Kantonsschule – der er zeitlebens dankbar verbunden blieb – war er ein eifriger Turner im KTV und als dessen Präsident durfte er viele frohe Stunden unbeschwerter Geselligkeit im Freundeskreis geniessen. Nach bestandener Maturitätsprüfung folgten die Rekrutenschule bei der Gebirgsinfanterie und anschliessend Unteroffiziers- und Offiziersschule. Seine Wehrpflicht beendete er im Majorsgrad.

Nach seinem Studienabschluss an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich fand der junge Bauingenieur eine erste Anstellung in einem Ingenieurbüro in Olten. Die praktische Anwendung seiner schulischen Kenntnisse weckte die grosse Begeisterung für seinen auserwählten Beruf, die ihn zeitlebens begleitete und ausgezeichnet hat. Diese erste Erwerbsgrundlage ermöglichte ihm auch den Ehestand. Am 6. Mai 1950 durfte er sein liebes Clärli Enderlin aus Scuol – seine frühe Jugendliebe aus der Kantonsschulzeit – zum Traualtar führen. Nach der Geburt der ersten Tochter – ihr folgten eine weitere Tochter und zwei Söhne – übersiedelte die junge Familie nach Amerika, wo der Verstorbene im Ingenieurbüro einer grossen Pumpenfabrik arbeitete. Nur sechs Monate später rief ihn der plötzliche Tod seines Vaters in die Heimat zurück. Zu seinem grossen Leidwesen vermochte ihm das elterliche Unternehmen vorerst kein Auskommen zu gewährleisten. Er verpflichtete sich deshalb in einem Ingenieurbüro in Wetzikon. Erst im Jahre 1956 zeigte sich dann dank der Wiederbelebung der Bautätigkeit die

langersehnte Möglichkeit zur definitiven Heimkehr der Familie nach Davos, verbunden mit dem Eintritt ins väterliche Unternehmen und der nachfolgenden Gründung eines eigenen Ingenieurbüros. Mit der ihm eigenen Standfestigkeit und Zielstrebigkeit gelang es ihm, gemeinsam mit seinem Bruder Hansjörg, der Firma Künzli + Co. AG eine solide organisatorische und materielle Grundlage zu geben und sie schrittweise zum heutigen, weit über die Landschaftsgrenzen hinaus bekannten, geschätzten und unabhängigen Hoch-, Tief- und Holzbauunternehmen zu entfalten. Obwohl in hoher unternehmerischer Verantwortung stehend, hielt Cuno Künzli seinem erlernten Beruf unentwegt die Treue. Seinem Ingenieurbüro galt denn auch stets seine besondere Zuneigung und Aufmerksamkeit.

Trotz seiner beanspruchenden Berufs- und Führungsaufgaben hielt es Cuno Künzli für seine selbstverständliche Bürgerpflicht, auch der Gemeinschaft bestmöglichst zu dienen. Die Geschicke der Landschaft Davos – seiner Heimatgemeinde – lagen ihm besonders am Herzen. Obwohl er alle Voraussetzungen für eine politische Karriere in sich vereinigte, fühlte er sich insbesondere unserer Jugend und damit Erziehungs- und Bildungsfragen verpflichtet. Als Mitglied des früheren Fraktschulrates Davos Dorf gehörte er während 22 Jahren auch dem Zentralschulrat der Landschaft Davos an, den er während 17 Jahren mit Auszeichnung, grosser Hingabe und Freude präsidierte. Bis zu seinem Hinschied gehörte er ferner seit 1971 dem Schul- und Stiftungsrat der Schweizerischen Alpinen Mittelschule Davos als hochgeschätzter Vizepräsident an. In seinem Demissionsschreiben an den Grossen Landrat hat er als langjähriger, höchster Davoser Schulmann seine grosse Verbundenheit zur Jugend und zu seinen erzieherischen Grundsätzen eindrücklich formuliert: «Das Wohl der Schulen in unserer Landschaft Davos wird mir zeitlebens ein inneres Anliegen bleiben, und ich hoffe, dass auch in Zukunft der Erziehung zur sozialen Gemeinschaft und zur Toleranz in unserer Volksschule mehr Gewicht beigemessen wird, als der Anhäufung stofflichen Wissens.»

Als eifriger Sportler war er langjähriges Mitglied des Vorstandes und während 10 Jahren umsichtiger Präsident des Ski-Clubs Davos, der seine grossen Verdienste durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft würdigte. Als Mitglied des Verwaltungsrates des Kur- und Verkehrsvereins sowie der Sportkommission war er bis zu seinem Hinschied mit dem örtlichen touristischen und sportlichen Geschehen eng verbunden. Während 28 Jahren war er Mitglied und seit 1973 hochgeschätzter Präsident des Verwaltungsrates der AG Davos-Parsennbahnen und der Sportbahnen Pischa AG. Seine markanten Präsidialadressen an den Generalversammlungen, in denen sein hohes Verständnis auch für komplexe politische und volkswirtschaftliche Zusammenhänge zum Ausdruck gelangte, fanden weit über den Aktionärskreis und die Landschaftsgrenzen hinaus grosse Beachtung. Mit seiner ganzen Kraft setzte er sich für den Bau der Parsenn-Nordbahn ein. Nach langjährigen und schwierigen Verhandlungen durfte er leider die Zustimmung der Klosterser Bevölkerung zu den Dienstbarkeitsverträgen für den Bau der neuen Luftseilbahn Schifer-Weissfluhjoch, die nur drei Tage nach seinem Hinschied erfolgte, nicht mehr erleben. Die nun beschlossene neue Bahn wird mit seinem Namen stets verbunden bleiben. Cuno Künzli war auch langjähriger, tatkräftiger Präsident des weltweit bekannten Parsenn-Rettungsdienstes. Dem Kreis Davos diente er während einer langen Reihe von Jahren als geschätzter Richter-Stellvertreter. Überzeugt vom Erfordernis eines möglichst freiheitlichen Unternehmertums, war er auch im Graubündnerischen Baumeisterverband – seit 1971 als dessen Vizepräsident und Delegierter im Schweizerischen Baumeisterverband und in der Paritätischen Berufskommission – ein sehr aktives Mitglied.

Cuno Künzli bedeutete allen jenen, die ihn als Unternehmer, Mitmenschen und Freund näher kennen durften, sehr viel. Wo immer er in der Pflicht stand, hat er sich durch Gradlinigkeit und Korrektheit, durch äusserst genaue Arbeit, durch Weitblick und unbedingte Verlässlichkeit, zugleich auch durch sein of-

fenes Wesen und durch seinen Frohmut ausgezeichnet, Vertrauen schenkend, geniessend und in bester Weise rechtferdigend. Sein tiefes Verantwortungsbewusstsein gegenüber unserem freiheitlich und föderalistisch strukturierten Gemeinwesen liess den Verstorbenen unbirrt und beharrlich die ihm nach sorgfältiger Erwägung richtig scheindenden Ziele verfolgen. Im persönlichen Gespräch, stets bereichernd und anregend, wurde sichtbar, wie sehr er den Grundsatz in den Mittelpunkt stellte, dass es Freiheit nur geben könne, wenn sie in den tragenden engeren Gemeinschaften – in Kanton und Gemeinde – lebendig ist.

Die Familie, seine liebe Frau Clärli, seine Töchter, Söhne und Enkel waren für Cuno Künzli der Mittelpunkt seines Lebens. In der Geborgenheit seines Heimes und im frohmütigen Kreise seiner Angehörigen fand er Erholung und Kraft für den beruflichen Alltag. Als begeisterter Berg- und Naturfreund war er oft in Begleitung seiner Familie auf ausgedehnten Wanderungen und Skiausflügen anzutreffen. Ein altes Bauernhaus in der Toscana wurde in gemeinsa-

mer, froher Arbeit zu einem kleinen Familienparadies ausgebaut. Nach dem eingeleiteten, schrittweisen Abbau seiner vielfältigen Verpflichtungen freute sich der Verstorbene sehr auf verlängerte Aufenthalte in dieser ihm lieb gewordenen Umgebung. Wie gerne hätten wir ihm die Erfüllung dieses Wunsches gegönnt.

Die letzten zwei Lebensjahre von Cuno Künzli waren durch eine schwere Krankheit überschattet. Mit der ihm eigenen Energie hat er dagegen bis zum letzten gekämpft, in beispielhafter Weise unterstützt von seiner tapferen Gattin und seiner Familie. Im Bewusstsein des nahenden Todes hat er weiter getan, was zu tun war. Er hat sein Haus bestellt und er ist als gläubiger Mensch ruhig und gefasst aus dieser Welt gegangen. Dabei hat er auch seine letzte grosse irdische Aufgabe vorbildlich erfüllt – er hat seiner Familie und uns allen vorgelebt, wie man schweres Leiden mutig trägt. Die Persönlichkeit meines lieben Freundes Cuno wird auch mir in dankbarer Erinnerung bleiben.

Christian Jost

## Ehrendomherr Professor Raymund Staubli



Raymund Staubli starb am 9. Juli 1986 in Chur unerwartet. Für seine Angehörigen und Freunde zu früh, für ihn selbst die erhoffte Abberufung nach einem arbeitsreichen Leben. Dieses be-

gann am 15. Februar 1908 im glarnerischen Oberurnen, wo er als ältester Sohn des Seidenwebers Raymund Staubli geboren wurde. Seine Mutter Margaritha war eine geborene Feldmann von Näfels. Dem Ehepaar wurden in der Folge 1912 und 1913 noch zwei weitere Söhne geschenkt. Raymund als ältester besuchte die Klosterschule in Näfels, die von Kapuzinern geleitet wurde. Aus diesem Grunde wurde auch für ihn ein Leben als Kapuziner erwogen. Raymund Staubli entschloss sich aber, als freier Priester zu wirken.

So begann er seine Gymnasialzeit in Stans, setzte sie in Schwyz fort und beendete sie 1927 mit der Matura. Dann folgte das Studium der Philosophie und Theologie in Chur und Fribourg. Am 6. Juli 1930 wurde er zum Priester geweiht. Während seiner Fribourger Stu-

dien fand er noch Zeit, als Seelsorger in der Pfarrei St. Peter tätig zu sein. 1938 beendete er sein Theologiestudium mit dem Lizenziat. Bereits 1943 erging der bischöfliche Ruf aus Chur an ihn, an der dortigen theologischen Hochschule zu wirken. So wurde Raymund Staubli für 35 Jahre, vom 1. Oktober 1943 bis 1979 Professor für Kirchenrecht und Kunstgeschichte an dieser Hochschule und hat in dieser langen Zeit unzähligen jungen Menschen die Begeisterung für die Kunst und deren Einfluss auf unser Leben vermittelt. Die Gaben als Lehrer und Forscher waren bei ihm vereint. Dazu gehörte auch seine Fähigkeit, das Gelesene und Erforschte in passende Worte zu übertragen. Fliessend Latein sprechend, war er aber auch in der Lage, schwierige alte Texte zu übersetzen und die entsprechenden deutschsprachigen Ausdrücke zu finden. Zahlreiche kunstgeschichtliche Publikationen, Zeitungsartikel, eine umfangreiche Korrespondenz und nicht zuletzt seine kunstgeschichtlichen Polyglottbeiträge, die aus unangeforderter Kritik entstanden, zeigen, wie gross sein Arbeitseinsatz war. Dabei kam ihm sein ausgezeichnetes Gedächtnis sehr zu Hilfe. So war er auch im hohen Alter imstande, einen kunstgeschichtlichen Hinweis dem in der Bibliothek Suchenden mit Seite, Band und Jahrgang genau anzugeben.

Für städtische und kantonale Kunstkommissionen, nicht zuletzt auch in eidgenössischen Gremien, aber auch für kunstgeschichtliche Führungen, insbesondere in der Churer Kathedrale, war er der geeignete Vertreter. Von 1943 bis 1968 war Raymund Staubli als Kirchenrechtler in zahlreichen Ämtern seiner Diözese, vor allem als Offizial im diözesanen Ehegericht von 1957–1968, tätig.

1956 wurde er von Bischof Christianus Caminada zum Ehrendomherr der Kathedrale zu Chur ernannt.

Nicht vergessen ist sein 20jähriger Einsatz als Feldprediger, vorab als Waffenplatzfeldprediger von Chur und Luziensteig der Jahre 1949–1969. Viele Rekruten und Wehrmänner aller Grade dürften sich an Feldprediger Raymund Staubli dankbar erinnern.

Schon damals und ganz besonders in seinen späteren Lebensjahren wurde seine Bereitschaft und sein Einsatz für

die Ökumene offensichtlich. Von den vielen Verpflichtungen seit 1979 entlastet, arbeitete Staubli nach seinem Rücktritt als Hochschullehrer an zahlreichen kunstgeschichtlichen Problemen weiter. Dabei blieb er aber Wissenschaftler und Priester. Letzteres bewies er durch das tägliche Lesen der heiligen Messe und ersteres durch seine wissenschaftlichen Arbeiten beinahe bis zum letzten Lebenstag.

Sein Arbeitszimmer im obersten Stockwerk des Priesterseminars Sankt Luzi, mit breiter Sonnenterrasse und der unbeschreiblich schönen Nahsicht auf drei Kirchtürme der Stadt, sowie die Fernsicht, zu jeder Jahreszeit einem Gemälde gleichend, zeugte von seinem Interesse an kunstgeschichtlichen Fragen. Zu jedem auftauchenden Problem des Besuchers fand sich der richtige Band in seiner grossen Bibliothek, wobei er sich den Weg ab und zu über ganze Zeitsberge und Notizblätter bahnen musste. Sein Arbeitszimmer war und wurde in den letzten Jahren immer mehr zu seinem häuslichen Herd. Hier empfing er seine Freunde und Bekannten, blieb ein aufmerksamer Zuhörer und gütiger Ratgeber, aber auch ein kritischer, aufmerksamer Zeitungsleser, der seine Kritik auch gegenüber Zeitschriften öfters scharf formulierte. Dies konnte auch mündlich im besten Glarnerdialet geschehen, den der Herr Professor in allen seinen Variationen be-

herrschte. Eher seltene Besuche bei seinen beiden Brüdern und deren Familien in Oberurnen und Glarus dürften dabei zur Auffrischung besonders träger Ausdrücke beigetragen haben.

Für seine Dienstagabendfreunde war es ein besonderes Geschenk, als sich Raymund Staubli entschloss, am 10. Juni 1986 nach Churwalden zu fahren und daselbst vor und in der ehrwürdigen Klosterkirche über deren Bau und Geschichte einen einstündigen, freien Vortrag in formvollendet Sprache zu halten, gleichsam sein Abschiedsgeschenk an uns jetzt Zurückgebliebene. Raymund Staubli wird in diesem Freundeskreis, aber auch bei vielen Kennern und Freunden der Kunstgeschichte im In- und Ausland in dankbarer Erinnerung bleiben. Im Ausland, werden Leser fragen? Ja, Professor Staubli lebte im Gegensatz zu seinen letzten Jahren der Zurückgezogenheit in früheren Jahren sehr unternehmend. Wenn man seinen Erinnerungen zuhören durfte, sah er fast alle der schönsten Kunstwerke vor allem kirchlicher Art an sich vorüberziehen. Bei aller Bescheidenheit der Ausdrucksweise darf man festhalten, dass mit seinem Tod ein umfassender Kenner der europäischen Kunstgeschichte unsere Welt verlassen hat, ein Kenner von Format, der durch einen Einzelnen nicht ersetztbar sein wird.

Nicola G. Markoff

## Dr. iur. Heinz Fredy Jossi



Rechtsanwalt H.-F. Jossi starb am 18. August völlig unerwartet mitten aus einer unausgesetzt aktiven Tätigkeit in seinem vierundsechzigsten Lebensjahr. Nichts, kein wahrnehmbares äusseres Zeichen, schien auf einen vorzeitigen Abbruch seiner Lebensbahn hinzudeuten, und er selbst war bis zuletzt von ungebrochener Lebensfreude erfüllt, so dass er sich heuer sogar die üblichen Sommerferien versagte, um begonnene Arbeiten vollenden zu können. Wir wollen den peinigenden Zweifel unterdrücken, ob nicht ein Allzuviel sein Ende mitherbeigeführt haben mag.

Dabei war der Heimgegangene seinem ganzen Wesen nach alles andere als ein unersättlicher Zeitraffer. Er war von ruhigem, ausgeglichenem und ausgleichendem Temperament und erfüllt von jener Lebensheiterkeit, wie sie nur abgeklärten Naturen geschenkt zu sein pflegt. Wo immer man mit ihm zusammenwirkte, im beruflichen oder im privaten Bereich, beeindruckte seine starke, der heitern Beschaulichkeit zugewandte Persönlichkeit. Er besass seine eigene Lebensanschauung und festgefügte Ansichten und stand zu ihnen, äusserte sie jedoch stets in einer von echtem Humanismus geprägten Form, die versöhnlich und unverletzend den gegnerischen Anschauungen Rechnung trug.

Diese Eigenschaften trugen viel dazu bei, dass der Verstorbene beruflich und in seinem ganzen öffentlichen Wirken sich grosse Wertschätzung und Achtung zuzog. Im Anwaltsstand, dem seine ganze Hingabe zuteil wurde, galt er als zwar wirkungsvoller Kämpfer, jedoch ohne jene selbstsüchtige Rechthaberei, die dem Beruf von früher her eine gefährlich geringschätzende Note verlieh. Sein von hohem Gewissen der Rechtlichkeit geprägtes Wesen fand allgemeine Anerkennung und führte ihn in das Präsidium des bündnerischen Anwaltsverbandes und in den Vorstand des angesehenen schweizerischen Verbandes.

Von seiner frühesten praktischen Tätigkeit her als Rechtskonsulent des Churer Stadtrates galt sein Hauptinteresse dem öffentlichen Recht, und seine reiche Begabung, gepaart mit praktischem Verstand, verschaffte ihm die Stellung eines Beraters zahlreicher Gemeinden bei der Kodifizierung ihres Gemeinde-rechtes und vor allem des Bau- und Planungsrechtes. Man wird seinem Na-

men noch lange begegnen, wenn es einmal gilt, auf die Periode der Entwicklung und Ausgestaltung des bündnerischen Gemeinderechtes besinnende Rückschau zu halten. Dass der Verstorbene als berufener Kenner der kommunalen Belange von der Regierung beauftragt wurde, die regierungsräliche Rekurspraxis aufzuarbeiten, durfte nicht verwundern, wobei ihm eine Darstellung der reichen Judikatur in einer Weise gelang, die seinen Rekurbänden in der bündnerischen Rechtskultur dauernden Bestand verschaffen wird. Unter diesen Umständen war auch nicht verwunderlich, dass Jossi als Richter in das kantonale Verwaltungsgericht, das seine Tätigkeit anno 1969 eröffnete, berufen wurde. In den zurückliegenden 17 Jahren hat sein Einstieg in diesem wichtigen Justizorgan gewiss vieles dazu beigetragen, der bündnerischen Verwaltungsrechtsprechung eine ihr angemessene qualitative Bedeutung zu verschaffen.

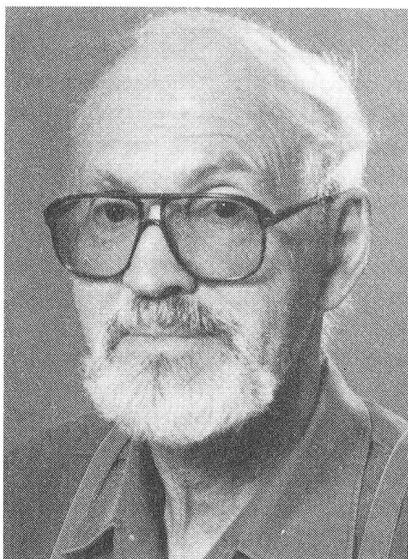
So ungebrochen bejahend war der Einsatz des Verstorbenen für die bündnerische Rechtskultur, dass er sich als eine seiner letzten öffentlichen Bemühungen auch der dornenvollen Aufgabe unterzog, den Entwurf für eine Totalrevision der bündnerischen Zivilprozessordnung zu gestalten. Auch hier bewährte sich seine Abgeklärtheit. Er widerstrebt dem Versuch, für das in allen Belangen hinkende bürgerliche Verfahrensrecht grundlegend Neues in Vorschlag zu bringen. Vielmehr beachtete er die bündnerischen Verhältnisse, die Vielgestaltigkeit des Kantons, die Konservativität seiner institutionellen Einrichtungen und das Bleigewicht seiner historischen Entwicklung. Er beschränkte sich deshalb darauf, unter Wahrung des Bisherigen jene Neuerungen in Vorschlag zu bringen, die das

Prozessrecht in einem Umfang zu verbessern in der Lage sind. Sein Entwurf fand dank der weisen Zurückhaltung, die der Verfasser übte, Gefallen und reifte zum heute geltenden Gesetz, wie es seit 1. Januar 1986 in Kraft steht.

Dass der Heimgegangene alle diese öffentlichen Verpflichtungen neben einer strengen Anwaltspraxis erfüllen konnte, war seiner ursprünglichen Freude am Recht, seiner Fähigkeit zu raschem und sorgfältigem Formulieren und seiner nie versiegenden Arbeitsdisziplin zu verdanken. Wie oft hatte man Gelegenheit, in nächtlichen Stunden seiner brennenden Arbeitslampe gewahr zu werden, die sein emsiges Schaffen erhellt. Diese Freude an der Arbeit durchsonnte sein Dasein. Jede Verbissenheit war ihm fremd, Heiterkeit prägte ihn, und jede private Begegnung mit ihm pflegte mit einer fröhlichen Note zu enden. Dass dieser liebenswürdige Mann, der vielbelesen und von einer hohen Bildung geprägt war, auch den Belangen unseres Periodikums stets wohlwollend zugetan war, konnte nicht verwundern. Mehrere Aufsätze, die wir aus seiner Feder veröffentlichten durften, legen Zeugnis ab von seiner Freude am Kulturellen. Und welcher unserer Leser teilte nicht mit uns die helle Freude über die fröhlich-ulkigen Verselein, die der Verstorbene zu den prächtigen Churer Wandbildern des Künstlers Indermaur verfasste und uns zur Veröffentlichung überlies! Noch dies und jenes versprach er uns, künftig zu gestalten. Ein leidvolles Geschick hat diese Hoffnungen zunichte gemacht. Mit zahlreichen Berufskollegen und den vielen Freunden, die seinen Lebensweg begleiteten, nimmt deshalb auch das Jahrbuch in Wehmut von ihm Abschied.

Peter Metz

## Dr. h. c. Armon Planta, Sent



So nahe liegen Freud und Leid beieinander. Am 13. August 1986 verlieh die Philosophisch-historische Fakultät der Universität Bern Armon Planta, Sent, die Würde eines Doktors philosophiae honoris causa. Der sterbenskranke Neodoktor konnte die Freude über seine Ehrung noch kurz geniessen. Tags darauf erreichte uns die Botschaft, Dr. h. c. Armon Planta sei gestorben. Nicht nur seine Familie, die für ihn ausserordentlich viel bedeutete, sondern auch zahlreiche Menschen aus Graubünden und aus der übrigen Schweiz trauern um den Verlust eines ausserordentlichen, nicht leicht in ein Schema einzuordnenden Freundes.

Armon Planta, geboren am 28. Mai 1917, heimatberechtigt in Susch, wohnte bis zuletzt in Sent. Nach dem Studium war er als Sekundarlehrer in Sta. Maria, in Sent und in Scuol tätig.

Wie ein roter Faden zieht sich die Liebe zu Graubünden, zu seiner Sprachvielfalt, zu seiner Landschaft und Kultur und insbesondere die Liebe zu seinem Engadin durch sein Leben. Als engagierter rätoromanischer, aber auch deutschsprachiger Schriftsteller hat Armon Planta ein reiches und vielschichtiges Werk hinterlassen, worüber die Literaturgeschichte urteilen muss. Unverkennbar ist aber in dieser Sparte seines Schaffens, seine Mitbürger auf die wachsende Zerstörung unserer Umwelt

aufmerksam zu machen, und das mit oft überspitzten, nicht immer schmeichelhaften Worten.

Aber Armon Planta zeigte noch andere Wege auf, seinem Land zu dienen. Und viele Wege, im wahren Sinne des Wortes, führten ihn zu akademischen Ehren.

Die Universität Bern hat Armon Planta für seine bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiete der Erforschung alter Strassen und Wege in unserem Passland mit dem Titel eines Ehrendoktors ausgezeichnet. Alle, die in den letzten Jahrzehnten mit ihm zusammenarbeiteten und ihn in seiner urwüchsigen, manchmal auch zäh-kritischen, aber tief menschlichen Art kennen lernen durften, sind über diese Ehrung hocherfreut und gönnen sie ihm von Herzen.

Die Wege zu seinem Erfolg waren anfänglich mit Kritik gepflastert, denn Planta misstraute oft den gängigen Meinungen, mit Recht. Dr. h. c. Planta vereinigte in seiner Person alle Eigenschaften, die ein solches Unterfangen zum Ziele bringen mussten: ein kritischer, analysierender Geist, eine ausgeprägte Beobachtungsgabe im Gelände, eine fundierte archäologische Praxis und eben der Mut, alte Strassen nicht nur im wahren Sinne vom Gestüpp und Schutt zu reinigen, sondern damit auch überholte Meinungen und Vorstellungen wegzuräumen.

Armon Planta kommt in Sachen Strassenforschung von der Archäologie her. Als Sekundarlehrer im Bündnerland war er in jungen Jahren gezwungen, während den langen, unbezahlten Sommerferien einem Nebenerwerb nachzugehen. So war er als Ausgräber und Zeichner im Unterland tätig. Mit der Reaktivierung der archäologischen Forschung in Graubünden arbeitete er sodann für das Rätische Museum und seit 1967 beim neugeschaffenen Archäologischen Dienst als Ausgrabungsleiter an verschiedenartigen Objekten (Kirchen, prähistorischen und römischen Siedlungen etc.) im ganzen Kantonsgebiet. Für die Südtäler war er auch während den freien Stunden als Sekundarlehrer der «Feuerwehrmann» des Archäologischen Dienstes, der einer

Fundmeldung schnell nachging, Bericht über deren Bedeutung erstattete und nicht selten einen archäologischen Einsatz gleich vorbereitete.

In zunehmendem Masse befasste sich Armon Planta mit der Erforschung alter Strassen und Wege. Dabei ging er gegenüber gängigen Meinungen äusserst kritisch vor. Er, der gewiegte Alpinist, lief das Gelände ab, beobachtete die verschiedenen Linienführungen ganz genau und griff schliesslich gezielt nach dem archäologischen Spaten. Die ersten grossen Sternstunden waren die Entdeckung eines in den Fels gehauenen römischen Strassenstückes beim Malögin, die römische Julierroute und die Fahrspuren auf dem Julier selbst. Planta hat schlagend nachgewiesen, dass Julier und Septimer in römischer Zeit zwar befahren wurden, dass man sich aber in den Bündner Alpen eine römische Fahrstrasse keineswegs als «Via Appia» vorstellen darf, sondern als einfache Karrenwege mit wenig und bescheidenen Kunstbauten. So hat Armon Planta auch an der San Bernardino-Route die noch in jüngster Zeit propagierte «strada romana» eindeutig ins mittelalter verwiesen.

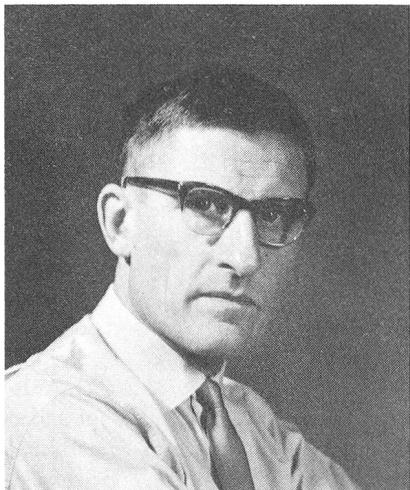
Es war ein Glücksfall, dass Armon Planta nach seiner vorzeitigen Pensionierung der archäologischen Strassenforschung in noch intensiverer Art erhalten blieb, vorerst mit Unterstützung des Archäologischen Dienstes bzw. des Kantons Graubünden und schliesslich als freier Mitarbeiter an der Inventarisierung der Verkehrswege der Schweiz. Diese wird im Auftrage des Bundes vom Geographischen Institut der Universität Bern durchgeführt. Dort hat man auch erkannt, dass mit den Methoden von Armon Planta ohne Zweifel eine neue Phase in der Erforschung alter Wege und Strassen Graubündens, wenn nicht sogar des alpinen Raumes eingeleitet worden ist.

Eine stattliche Anzahl von Publikationen fassen die Resultate der Forschungen Plantas zusammen. Die wichtigsten sind in Band 1 und 2 der «Verkehrswege im alten Rätien» (Bd. 3 in Vorbereitung) enthalten.

Armon Planta ist nicht mehr. Sein Geist wird weiter wirken.

Christian Zindel

## Dr. phil. Hans Erb



Dr. Hans Erb, 1943–1960 Hauptlehrer an der Evangelischen Mittelschule Schiers, 1960–1975 Konservator des Rätischen Museums, starb am 13. September. Er wurde am 6. August 1910 in seiner Vaterstadt Zürich geboren. Hier durchlief er die Schulen, und hier doktorierte er 1940 mit einer Dissertation über die Geschichte der Studentenschaft an der Universität Zürich. Er hatte auf breiter Basis Geschichte, Historische Hilfswissenschaften, Prähistorie – sein Lehrer war Prof. Emil Vogt, später sein Kollege als Museumsleiter –, Kunstgeschichte und Geographie studiert. Seit den dreissiger Jahren hatte Hans Erb unter der Leitung namhafter Prähistoriker an Ausgrabungen mitgearbeitet und selber archäologische Untersuchungen durchgeführt. 1932/33 erforschte er die Burg Belmont GR, 1934 eine römische Villa in Schupfart AG, im selben Kanton 1934 die Burg Tierstein, im Kanton Zürich Burg und Städtchen Maschwanden, die Burg Regensberg (1940) und Dübelenstein, Gemeinde Dübendorf (1942/43). – Mit schriftlichen und mit Sachquellen hat sich der Historiker und Archäologe Hans Erb sein Leben lang parallel abgegeben; für beide Arbeitsweisen hat er sich von Anfang an das notwendige Rüstzeug erworben. Dass er – als einer der ersten – ernsthaft und kompetent in seine Archäologenarbeit auch Probleme des Mittelalters einbezog, war ihm selbstverständlich. Es macht Hans Erb zu einem der ersten

wissenschaftlichen Mittelalter-Archäologen der Schweiz.

Auch als Dr. Erb Hauptlehrer für Geschichte an der Ev. Mittelschule Schiers wurde (1943), fand er immer wieder die Zeit, sich als Archäologe zu betätigen. 1952 untersuchte er die Burg Freudenberg SG, 1955/56 den frühchristlichen Friedhof mit den beiden Begräbnis- und Memorialbauten im Pfarrgarten von Schiers – eine Grabung, deren ergebnisreiche Fortsetzung im Zusammenhang mit der Friedhoferweiterung er im vergangenen und in diesem Jahr noch weiterverfolgen konnte. 1959 galten seine Feldarbeiten der durch einen Kiesabbau gefährdeten Burg Nieder-Realta GR und dem prähistorisch-frühmittelalterlichen befestigten Siedlungsplatz Greipault-Truns GR.

Der Historiker Hans Erb hat sich gerne mit Kulturgeschichte und mit den Realien befasst. 1957 äusserte er sich in der Einführung zur Ortsgeschichte von Paul Kläui über Ur- und Frühgeschichte, und 1958 hat er in der Schweiz. Zeitschrift für Geschichte einen Bericht über Burgenliteratur und Burgenforschung als Sammelbesprechung veröffentlicht. Seine Arbeiten über Bündner Fahnen, Wappen und Siegel gehören zu den besten Kapiteln des Jubiläumsbuches seines Museums. Neben zahlreichen kleineren veröffentlichte er die beiden grossen kulturgeschichtlichen Untersuchungen über das alte Gesellschaftshaus der Constaffel in Zürich (1939) und über die Zürcher Gerichtsherren-Familie Steiner (1954), mit der er sich auch in den letzten Jahren (1980–1983) wieder beschäftigte. Sozial-, Personen- und familiengeschichtlichen Fragen ist er im Zusammenhang mit seiner Museumsarbeit gerne nachgegangen; stellvertretend seien seine Studien über die Familie Baldini von Stampa genannt.

Als der Regierungsrat des Kantons Graubünden 1959 nicht in einem einzigen Anlauf gleichzeitig drei neue Posten, den des Denkmalpflegers, den des kantonalen Konservators und denjenigen eines Kantonsarchäologen, schaffen konnte und deswegen die Leitung des Rätischen Museums und die Aufga-

ben eines Kantonsarchäologen vorläufig ins Pflichtenheft des kantonalen Konservators aufnahm, war Hans Erb für diesen vielseitigen Posten so ausgezeichnet vorbereitet, dass es scheinen mochte, die Stellenbeschreibung sei ad personam erfolgt. Hans Erb hat die Doppelbelastung sieben Jahre lang mit Elan, zäh und ohne Berücksichtigung von Stunden und Überstunden gemeistert, bis der Posten des vollamtlichen Kantonsarchäologen geschaffen und damit «die Doppelfunktion des Konservators als Museumsvorsteher und Kantonsarchäologe» (H. Erb, Jb. des Rät. Museums 1968) aufgehoben werden konnte. Strassenbauten und Kirchenrestaurierungen vor allem haben Dr. Erb manche – auch undankbare – Rettungsuntersuchung aufgezwungen. Auch hier bewies er seinen Weitblick, hat er doch als einer der ersten systematisch Stadt-kernforschung betrieben und die Stadtgemeinde Chur veranlasst, «Kredite für die systematische Überwachung aller Baugrubungen und die archäologische Untersuchung vor allem der Baugrubenwandprofile» im Gebiete der Stadt Chur bereitzustellen (Jb. des Rät. Museums 1961).

Als Museumsleiter hat er das Verdienst, aus einem kantonalen Antiquarium ein modernes und mit den notwendigsten Hilfsmitteln ausgerüstetes Kantonsmuseum gemacht zu haben, das im In- und Ausland Ansehen geniesst. Er hat die sechziger Jahre genutzt, – begann er mit zwei Mitarbeitern, so halfen ihm bei der Bewältigung seiner Arbeit am Schluss seiner offiziellen Tätigkeit 7 vollamtliche Angestellte und eine grosse Anzahl von temporären, privatrechtlich angestellten Personen. In seinem letzten Jahresbericht (1975) bemerkt H. Erb: «Selbst wenn einige zusätzliche Vollstellen geschaffen würden, könnte das Institut auf diese Personalkategorie – wohl im Gegensatz zu jenen Verwaltungsabteilungen, in denen vornehmlich Routinearbeit verrichtet werden muss – ohne empfindliche Einbuße an seiner Leistungsfähigkeit nicht verzichten.» War das Museumsgut zu Beginn seiner Tätigkeit im Buol'schen Haus gestapelt, so hinterliess Dr. Erb eine gut ausgestellte Schausammlung und eine Studiensammlung, die in insgesamt 8 Gebäuden der Stadt provisorisch aufge-

teilt war. Aus seiner Zeit stammt aber auch das weit vorangetriebene Projekt der Erstellung von Kulturgüterschutzzäumen und der Ausweitung des Museums auf das Schloss Haldenstein. Die Renovation des Buol'schen Hauses ist inzwischen abgeschlossen. Auf zahlreichen und bis nach Skandinavien ausgedehnten Museumsreisen hat Dr. Erb seine Museumskonzeption erarbeitet; Sachgespräche mit Fachkollegen suchte er systematisch, und er verfolgte konsequent das Echo, das sein Museum in der Öffentlichkeit und in den Medien fand. Die Verpflichtung gegenüber der Öffentlichkeit veranlasste ihn, in seinen Jahresberichten ausführlich, aufschlussreich und gelegentlich sehr offenherzig zu berichten, so dass diese oft viele Seiten umfassenden Rechenschaftsberichte zu einer unbürokratisch geschriebenen informationsreichen Chronik wurden, wie sie nicht manches Museum aufweisen kann. – Neben der Scheidung von Schau- und Studiensammlung, die eine räumliche Ausweitung notwendig machte, neben der Schaffung von Werkstätten für die notwendige Konservierung und Pflege der Objekte, neben der Mehrung des Sammlungsbestandes und der Öffentlichkeitsarbeit – den gewissenhaft erteilten Auskünften, den Führungen, Vorträgen, kleineren Veröffentlichungen usw. – lag Dr. Erb vor allem die wissenschaftliche Dokumentation, die Inventarisierung, Erschliessung, Erforschung und Publikation seiner Sammlungen am Herzen. Er legte Sach-, Orts- und Objektkarteien, Standort-, Künst-

ler- und verschiedene andere Kataloge an, sammelte systematisch Dokumentationsmaterial zu einer ganzen Reihe von Objektgruppen, die er für den ganzen Kanton aufarbeitete. Dabei halfen ihm seine profunde Kenntnis des Landes und dessen Volkskunde und seine guten Kontakte zu den Heimatmuseen, denen er gemäss seinem Pflichtenheft «hilfreich zur Seite» stand. Er hat neue volkskundliche Sammelgebiete eingeführt, wie dasjenige der Handwerksgeräte, die verschwundene oder verschwindende Handwerksgattungen und Arbeitsweisen belegen. Er regte Forschungsprojekte an, unterstützte sie oder führte sie selber durch; auf seine Initiative hin veranstaltete die Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte 1968 an ihrer Jahresversammlung eine Tagung mit Vorträgen zum Stand der Räterforschung unter historischen, sprachlichen und archäologischen Gesichtspunkten, deren Vorträge anschliessend im Heft 10 der von Hans Erb gegründeten (und heute auf 33 Nummern angewachsenen) Schriftenreihe des Rätischen Museums veröffentlicht wurden. Viel Beachtung findet das Jubiläumsbuch des Rätischen Museums (Das Rätische Museum, ein Spiegel von Bündens Kultur und Geschichte), das im Anschluss an das hundertjährige Jubiläum des Museums 1972 entstand, und dessen Idee und Disposition von Dr. Erb stammen. Er hat dafür selber mehrere Arbeiten verfasst, und das Buch bis zum Erscheinen (1979) betreut. Grabungspublikationen (Marienhospiz auf der Lukmanier-Passhöhe, Nieder-Realta), Stras-

sen- und Burgenforschung in Graubünden und viele andere Themen hat er in den Heften seiner Schriftenreihe, im Bündner Monatsblatt, im Bündner Jahrbuch, in der Neuen Bündner Zeitung und in der Zeitschrift Terra Grischuna veröffentlicht; es blieb ihm eine Sorge, dass er neben seiner Arbeitslast und auch nach seiner Pensionierung nicht mehr alle seine Ausgrabungsergebnisse gedruckt vorlegen konnte.

Seine integere Haltung, sein gerades Bestreben, die beste Lösung zu suchen, und seine vermittelnde Art befähigten Dr. Hans Erb zur aktiven und positiven Mitarbeit in Vereinen und Gesellschaften. Dem Vorstand der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubünden gehörte er während 25 Jahren an, und auch in den Vorständen der Schweiz. Ges. für Ur- und Frühgeschichte, des Schweizerischen Burgenvereins, des Verbandes der Museen der Schweiz und anderer Gesellschaften war sein Rat geschätzt; den Burgenverein Graubünden hat er als Initiant und Gründungsmitglied während Jahren mitbetreut.

Hans Erb war Bündner und blieb Zürcher. Ausschliesslichkeit lag ihm nicht.

Was von der still geleisteten umfassenden Arbeit des Wissenschafters Dr. Hans Erb bleibt, erweckt Bewunderung. Seine treue und gar nicht wortreiche Freundschaft – Menschen, die zu hören können, scheinen oft «spröd» – hat jeden beeindruckt, der das Glück hatte, ein Stück Weges mit Hans Erb zu gehen.

H. R. Sennhauser